Illustrirtes Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 12. 1896.

Böse Zungen.

Roman von **Heinrich Vogel.**

(Fortsetzung u. Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Mautner leerte das ihm überreichte Glas auf einen Zug.

„Ah," sagte er, „das thut gut. Gib mir gleich noch eines. — So, besten Dank. Man ist ein ganz anderer Mensch, wenn man das im Leibe hat. Aber thu' mir einmal Bescheid, Gustav! Bei solchem Wetter und um diese frühe Morgenstunde kann man wirklich ohne solchen Sorgenbrecher kaum existiren."

Er schwieg einen Moment. Dann horchte er gespannt. Endlich sagte er: „Hörst Du nichts? Es muß ein Wagen hinter uns her kommen."

Durch das in der Rückwand angebrachte kleine Fensterchen gewahrte er auf der nun kerzengeraden Straße den in der Ferne folgenden Wagen.

„Wir sind die Ersten," sagte er dann, „die Anderen fahren gerade beim Bahnhof vorbei. Wenn ich mich nicht irre, haben sie den Wagen vom ‚Goldenen Hirsch'."

Er öffnete das Fenster und rief dem Kutscher einige Worte zu. Zu seinem Freunde gewendet, sagte er:

„Wir können das Verdeck zurückklappen lassen. Es hat aufgehört zu regnen. Sieh', da kommt schon ein Sonnenstrahl durch die Wolken."

Der Kutscher hielt die beiden Pferde an und schlug mit einigen schnellen Griffen das Verdeck des Wagens zurück. Dann ging es mit beschleunigtem Tempo weiter.

Mautner ließ sich noch ein Glas Wein eingießen, welches er, ebenso wie die früheren, auf einen Zug leerte.

Dann zündete er sich eine Cigarre an und begann — sich bequem in die Kissen zurücklegend — ein eifriges Gespräch, welches er in einer Anwandlung von einer Art Galgenhumor mit allerlei flachen Witzen und Späßen würzte.

Der feurige Wein hatte sein fröstelndes Blut erwärmt, zugleich aber auch einen leichten Nebel über seine Sinne gebreitet. Er empfand nur das Dasein des Augenblickes und dieses Losgelöstsein von der Vergangenheit rief den natürlichen Humor seines Temperamentes wach.

Der schweigend neben ihm sitzende Freund blickte verwundert auf, als Mautner schließlich begann, einen Gassenhauer zu pfeifen. Doch so lange sie auf der offenen Chaussee fuhren, ließ er ihn gewähren. Nur hatte er sich wiederholt umgeblickt, um nachzusehen, wie weit der folgende Wagen noch zurück sei. Als er sah, daß jener etwas langsamer fuhr, wie sie selbst — denn die Entfernung zwischen jenen beiden Gefährten hatte sich vergrößert — dachte er: „Sie haben uns bemerkt, und da sie uns nicht vorfahren können, so lassen sie sich Zeit."

Jetzt hatte ihr Wagen den Eingang des Waldes erreicht. Hier ersuchte der Sekundant, ein junger Beamter der Bezirkshauptmannschaft und Schulgenosse Mautner's, diesen, seine Stimmung etwas mehr mit dem Ernst des Augenblicks in Einklang zu bringen.

„Man könnte glauben, Du wolltest durch Dein Pfeifen — wie soll ich nur sagen — Deinen Muth vergrößern. Zudem könntest Du leicht einen Unberufenen herbeiziehen."

„Das letzte Argument lasse ich gelten. Wer das erste aussprechen würde, müßte sich morgen mir vor die Pistole stellen, wie heute der verfluchte Affe!"

Er schüttelte die geballte Faust, stellte aber sein Pfeifen ein.

Nach einigen weiteren hundert Schritten hielt der Wagen beim Jägerhaus. Der Kutscher erhielt den Auftrag, hier zu warten, und die Beiden betraten — Mautner mit erhobenem Kopfe voran — den schmalen Waldweg, welcher auf eine mitten im Walde gelegene Wiese führte.

„Hast Du mir noch etwas zu sagen, Emil?" fragte ihn sein Sekundant.

„Ich wüßte nichts. An meinen Vater, der, wie Du weißt, noch immer in Teplitz ist, habe ich bereits geschrieben. Geschieht mir ein Unglück, so findet er bei seiner Rückkehr den Brief auf seinem Schreibtische. Die telegraphische Verständigung müßtest Du freilich dann veranlassen. Sonst grüße alle guten Freunde. Aber es wird mir nichts geschehen! — Den Hechler möchte ich übrigens sehen, wenn ich fiele. Er war schon gestern sehr besorgt. Weißt Du, ich bin ihm Geld schuldig."

Gustav schlug sich vor die Stirn. „Da hätte ich bald etwas vergessen. Als ich gestern Abend

Professor Dr. W. Konrad Roentgen. (S. 92)

Dich verlassen, begegnete mir Hechler's Faktotum, Kohler, der Dich dringend zu sprechen wünschte. Ich wollte Deine Ruhe aber nicht mehr stören lassen, deshalb fragte ich ihn, was er von Dir wolle. Da übergab er mir einen Brief seines Prinzipals an Dich, nachdem ich ihm versprochen hatte, Dir ihn sobald als möglich einzuhändigen."

Er griff in die Brusttasche und überreichte Mautner ein Couvert, das dieser eiligst öffnete. Es enthielt nur einen kleinen Zettel mit wenigen Worten:

„Lieber Emil, ich warne Sie: Euler, der Freund des Staatsanwaltes ist — ein Geheimpolizist! Grüßend Hechler."

Diese kurze Mittheilung, so ganz ohne jeden Kommentar, machte einen ungeheuren Eindruck auf Mautner. Er erbleichte bis in die Lippen, und wie taumelnd ergriff er den Arm seines Begleiters.

Dieser sah ihn erstaunt an. „Was schreibt denn Hechler?"

„Ach, nichts, was mir jetzt dienen könnte," erwiederte Mautner stockend. „Gestern Abend — freilich — wer weiß —"

Die übermüthige Stimmung, die ihn vorher beherrscht hatte, war völlig verflogen. Er stützte sich schwer auf den Arm seines Begleiters. Dann zog er sein Taschentuch und wischte sich den hervorbrechenden Schweiß von der bleichen Stirne.

Da schlugen Stimmen an ihre Ohren, und wie sie jetzt, den schmalen Pfad verlassend, die lichte Waldwiese betraten, erblickten sie mit Staunen, daß Otto und seine Begleiter sich bereits auf dem Platze befanden.

„Wie ist das möglich?" meinte Mautner. „Ihr Wagen war doch weit hinter uns, und einen näheren Weg gibt es nicht."

Da fiel ihm Hechler's Mittheilung ein ... jetzt war ihm Alles klar. Nun wußte er genau, wen der nachfolgende Wagen enthielt ...

Ihn schauderte!

Aber es war unmöglich, versuchte er dann sich zu beruhigen. Der Detektiv konnte es nicht sein, Alles war ja so geheim gehalten worden. Vielleicht war es ein Trugbild, das ihm seine erregte Phantasie vorspiegelte. Was ging es im Grunde ihn an, wer dieser Euler war?! ...

Er hatte keine Zeit, diesen Gedanken weiter zu verfolgen, denn die letzten Vorbereitungen zum Zweikampf hatten eben begonnen. Die Sekundanten waren zusammengetreten; die Distanz war abgeschritten, der übliche Versöhnungsversuch gemacht und abgelehnt worden. Der Regimentsarzt hatte unter den nächsten Bäumen sein Besteck geöffnet. Jetzt nahmen die beiden Gegner ihre Stellung ein, Otto mit gelassener, fast gleichgiltiger Miene, Mautner dagegen nervös erregt, mit unsicheren, beinahe hastigen Bewegungen.

Die Sekundanten hatten die Pistolen geladen und ausgetauscht, dann reichte Jeder seinem Partner die Waffe. Sie zogen sich zurück und bald mußte das Zeichen fallen.

Da hörte man eilige Schritte durch das Gebüsch sich nähern.

Ueberrascht blickten die Anwesenden nach der Richtung des Schalls. Im Rücken Mautner's blitzten plötzlich durch das Grün des Unterholzes zwei Bajonnete auf. Unmittelbar nachher erschien Euler mit den beiden Gendarmen in der Lichtung.

Mautner, die Pistole in der Rechten, hatte — den Blicken seines Gegners folgend — sich umgedreht. Ein jäher Schreck erfaßte ihn beim Anblick des Geheimpolizisten und seiner bewaffneten Begleiter. Er warf einen hilflosen Blick um sich, als wenn er irgendwo einen Ausweg oder Schutz suchen wollte. Dann wich er vor dem sich nahenden Euler einige Schritte zurück

„Emil Mautner," erscholl da die Stimme des Beamten klar und scharf. „Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie als —"

Ehe er sein Wort beenden konnte und die erschrockenen Zuschauer noch recht begriffen, was geschehen war, krachte ein Schuß. In die Schläfe getroffen, sank Mautner leblos zu Boden, das feuchte Gras mit seinem Blute röthend.

13.

In den letzten Tagen des August stand auf dem kleinen Seebahnhofe in Gmunden ein junges Paar, den von Lambach kommenden Zug zu erwarten. Zärtlich schmiegte sich die blühende Frau an den Arm ihres Gatten, während ihre Augen liebevoll die seinen suchten, die er — von ihrem Blicke angezogen — stets von Neuem mit einem glücklichen Lächeln auf die jugendfrische, liebliche Gefährtin richtete.

Es waren Hermann Hellmer und Anna.

* * *

Unmittelbar, nachdem an jenem Morgen Euler die Nachricht von dem Selbstmorde des der Ermordung Ruttner's angeklagten Emil Mautner überbracht hatte, holte der Staatsanwalt Deterinak den Maler aus der Haft, welche dieser in einem Zimmer des Amtsrichters mehr als dessen Gast, denn als Gefangener verbracht hatte.

In der Freude über seine so baldige und so vollständige Rehabilitirung vergaß Hellmer allen Groll über die erlittene Kränkung und nahm die Entschuldigungen, die ihm von Seiten des Gerichtes ausgesprochen wurden, gerne und ohne Rückhalt entgegen.

Der Staatsanwalt ließ es sich nicht nehmen, selbst den Maler den Seinigen wieder zuzuführen. Freudig erregt und auf dem Wege vielfach beglückwünscht, langte Hermann mit seinem Begleiter bei der Majorin an, stürmisch begrüßt von Allen, und mit Thränen in den Augen von Anna immer wieder umarmt und geküßt.

Auch Otto war inzwischen bei seiner Mutter eingetroffen und berichtete die letzten Ereignisse und das schreckliche Ende Mautner's den ergriffenen Zuhörern.

Etwas verwundert hatte Deterinak die Anwesenheit seiner Schwester Irma wahrgenommen. Noch mehr aber erstaunte er, als diese nun leuchtenden Auges Hand in Hand mit dem jungen Offizier zu ihm herantrat.

„Karl," sagte sie, verschämt lächelnd, „Du hast dieser lieben Familie durch Deine amtliche Strenge sehr wehe gethan, und auch sehr unrecht. Da Du es nicht kannst, so will ich an Deiner Statt gut machen, was Du gesündigt — hier, Karl," fuhr sie fort, den vor Freude erröthenden Otto dem Staatsanwalte zuführend, „umarme Deinen künftigen Schwager. Du bist doch mit meiner Wahl einverstanden?"

Deterinak ergriff freundlich die dargereichte Hand des Husarenlieutenants, schüttelte sie und umarmte Otto sodann herzlich.

„Was soll ich Anderes thun?" meinte er dann scherzend. „Wenn es schon so weit ist, kann ein vernünftiger Mann nur Ja und Amen dazu sagen. Uebrigens, Irma, bin ich mit Deiner Wahl durchaus zufrieden, aber etwas mehr Vertrauen hättest Du zu Deinem Bruder doch haben können."

„Verzeihe uns," fiel Otto ein. „Aber es war keine Heimlichkeit. Es hat uns selbst überrascht, und wir begreifen Beide kaum, daß wir Braut und Bräutigam sind."

Jetzt gab es allgemeinen Jubel. Die Majorin war zu Thränen gerührt. Als nun noch Euler eintrat, um, wie er sagte, seine Abschiedsvisite zu machen, wollte die Freude kein Ende nehmen.

Die alte Broni, der man ihre neulichen Zweifel und bösen Gedanken verziehen hatte, mußte in der Eile ein kleines Frühstück besorgen, und als die Gläser aneinander klangen auf das Wohl des neuen Brautpaares, da gab es kein glücklicheres Haus in ganz Burgheim, als das der Majorin Berthold.

— — — — — — — — —

Drei Wochen später reichten Hellmer und Anna sich vor dem Altare die Hände zum ewigen Bunde. Anna folgte gern ihrem Gatten, der seinen sehnlichsten Wunsch, in der Residenz sein Künstlerheim zu errichten, jetzt endlich erfüllt sah. Die Erbschaft des alten Ruttner war noch weit reicher ausgefallen, als man gemuthmaßt hatte, so daß der Maler sich mit Fug und Recht einen reichen Mann nennen konnte.

Das Haus in der Domstraße schenkte er zum Gedächtnisse des Verstorbenen dem Krankenhause zu einem Asyl für gebrechliche Greise. Anna hatte ihren Bräutigam darum gebeten.

In Burgheim gab es da keinen populäreren Namen als den Hellmer's. Selbst der „Postbote für Burgheim und Umgebung" feierte ihn in schwungvollen Artikeln als Wohlthäter der Stadt. Hechler konnte jedoch seine durch die letzten Ereignisse in's Schwanken gerathene Autorität und Stellung nicht wieder befestigen. Zwar hatte er versucht, durch Frechheit und Unverschämtheit seine Mitbürger zu verblüffen, indem er sich als Opfer Mautner's hinstellte; aber es gelang ihm nicht. Als er eines Abends in solcher Weise auf der Kegelbahn bei Auböck sich als den Hintergangenen und Betrogenen vorstellen wollte, wurde er in einen Streit verwickelt und schließlich mit Eklat hinausgeworfen. Seitdem vermied er es, sich öffentlich zu zeigen.

* * *

Das junge Ehepaar Hellmer hatte seither an den Seen des Salzkammergutes geweilt, bald hier, bald dort seinen Wohnsitz aufschlagend, so lange der Sommer währte.

Vor drei Wochen aber waren sie für einige Tage nach Burgheim zurückgekehrt, um der Hochzeit Otto's und Irma's beizuwohnen.

Heute erwarteten sie das neuvermählte Paar, welches den Schluß der Hochzeitsreise gemeinsam mit ihnen in Gmunden und Ischl verbringen wollte.

Endlich zeigte sich der sehnlich erwartete Zug, der bald in dem Seebahnhof einlief.

Schon von Weitem sahen sie Irma aus dem Fenster des Wagens mit dem Taschentuche winken. Als der Zug hielt, sprang sie leichtfüßig heraus, und die beiden jungen Frauen lagen sich lachend und weinend zugleich in den Armen. Die Umarmung schien kein Ende nehmen zu wollen. Hermann und Otto mußten sie endlich ermahnen, doch auch ihnen ihren Theil an der Begrüßung zukommen zu lassen, der dann auch reichlich zugemessen wurde.

Hierauf fuhr man in's Hotel. Und als die Nacht hereinbrach und mit ihr der Mond hinter dem Traunstein heraufstieg, ein breites Silberband über den See ziehend, da saßen die beiden Paare in dem lauschigen Gasthofsgarten am Ufer.

Die feierliche Stille der Mondnacht ließ sie lange keine Worte finden und träumerisch blickten sie auf die glänzende Wasserfläche und in die sich kräuselnden, glitzernden Wellen, welche ein milder Windhauch mit melodischem Anschlag an die Ufersteine warf.

Plötzlich wurde ihre Träumerei durch das Nahen eines fremden Gastes unterbrochen, der freundlich grüßend an den Tisch trat.

„Wenn's erlaubt ist, meine Herrschaften —"

„Grüß Gott, Herr Euler!" erscholl es nun erfreut dagegen, und unter herzlichen Händedrücken wurde der willkommene Freund an den Tisch gezogen.

Nun ging's an ein Fragen und Erzählen.

„Wissen Sie," begann Euler, „wen ich kürzlich getroffen habe? Herrn Doktor Hechler, oder,

wie er sich jetzt nennt, Antal Beppsényi. War sehr erfreut, mich zu sehen, wie Sie sich denken können. Hat sich magyarisiren lassen und ist seit einiger Zeit in Budapest ansässig, wo er eine ‚Häuser- und Güter-Agentur' errichtet hat. Seine Zeitung hat er an Kohler verkauft, nachdem ihm der alte Mautner die Wechsel seines unglücklichen Sohnes ausbezahlt hatte."

„Sagen Sie mir," fiel Otto ein, „und das wollte ich immer fragen: weshalb haben Sie es mit Emil Mautner damals nicht ebenso gemacht, wie mit unserem Hellmer, den Sie im Gerichtsgebäude verhaften ließen?"

„Sehen Sie," versetzte der Detektiv: „Das war — offen gesagt — ein etwas falscher Zug. Wir wollten kein Aufsehen machen und fürchteten das, was doch eingetreten ist: Mautner könne vorher einen Selbstmord begehen. Denn es ist ein Unterschied, ob man einen Unschuldigen oder einen Schuldigen verhaftet. Darum wollten wir Mautner ganz sicher machen und ließen ihn zum Duell fahren. Ich hatte geglaubt, die Vorbereitungen zu Ihrem Ehrenhandel würden länger dauern, und so kam ich einige Minuten zu spät. Uebrigens war es trotz alledem sozusagen der beste Ausgang für die Familie des Unglücklichen."

„Das war es auch," meinte Hellmer. „Auch war ich sehr erfreut, zu vernehmen, daß von einem Morde im vollen Sinne des Wortes keine Rede sein konnte."

„Nein," sagte Euler, „Ihr Onkel hatte wahrscheinlich das für den letzten Wechsel bedungene Geld nicht zahlen wollen, da hat Mautner versucht, ihm den Wechsel wieder zu entreißen. Der Alte wehrte sich, und beim Ringen wurde er von Mautner mit großer Gewalt gegen die Kante der eisernen Truhe geschleudert —"

„Hört doch endlich auf mit euren Mordgeschichten, ihr Herren!" mahnte jetzt Anna. „Da kommt eine bessere Beschäftigung," lachte sie dann, da der Kellner einen mächtigen gefüllten Weinkühler auf den Tisch stellte.

„Bravo! Bravo!" rief Euler in die Hände klatschend. „Die Frauen haben immer Recht. Und so gehen wir auf das neue Thema über und machen diesen alten Geschichten ein wohlverdientes Ende."

Schluß.

Die Leipziger Subischen.

Erzählung von **Ludwig Salomon.**

(Nachdruck verboten.)

Wenn unsere Urgroßväter die Leipziger Messe besuchten und dann, nachdem sie alle ihre Geschäfte erledigt, wieder ihren Reisesack schnürten, um im Planwagen oder mit der Schnellpost die mühselige Heimreise anzutreten, versäumten sie niemals, auch einige „Subischen" zu sich zu stecken, zierliche Pfefferkuchen, die fein säuberlich in buntes Papier eingeschlagen waren und ein Bildchen zeigten, auf dem ein eiligst dahinsprengender Reiter zu erblicken war. Diese Pfefferkuchen erfreuten sich einer allgemeinen Beliebtheit. Jeder Fremde, der nach Leipzig kam, kaufte sich welche, um sie den Seinen daheim mitzubringen, ja, man würde ihm womöglich nicht einmal geglaubt haben, daß er in Leipzig gewesen sei, wenn er bei seiner Rückkehr nicht ein Packet Subischen aus der Tasche gezogen hätte.

Diese allgemeine Beliebtheit der Leipziger Subischen hielt an bis zu Anfang dieses Jahrhunderts. Als dann aber schwere Zeiten über Deutschland kamen und die napoleonische Unterdrückung Handel und Wandel und alle Lebensfreude darnieder hielt, da geriethen auch nach und nach die Subischen in Vergessenheit, und jetzt wird sich wohl Niemand mehr ihrer erinnern.

In der Grimmaischen Straße zu Leipzig war es, wo sie das Licht der Welt erblickten. Ein junger Bäckermeister, Gabriel Bergfried, hatte sich dort zu Anfang des Jahres 1757 ein Geschäft gegründet. Vielleicht wäre er noch einige Jahre als Geselle gegangen, denn es lag ihm keineswegs daran, sich so bald als möglich als Meister aufzuspielen, auch hätte er sich wohl ganz gern noch etwas weiter in der Welt umgesehen, allein es ließ ihn von Leipzig nicht mehr fort und es drängte ihn, sich auf eigene Füße zu stellen, denn er hatte sein Herz an eine hübsche junge Leipzigerin verloren, an die schmucke Susette Breitenbach, deren Vater am Naschmarkt ein flottes Produktengeschäft betrieb. Daß er sich das schöne Mädchen nicht als schlichter Bäckergeselle erobern könne, unterlag ja keinem Zweifel, und darum hatte er es so eilig mit dem Meisterwerden und Geschäftgründen gehabt.

Die Sache war denn auch leidlich gut und rasch von Statten gegangen, hatte er doch mit seinen blanken Thalern, dem kleinen Erbtheil von seinen Eltern, Alles prompt bezahlen können; als er nun aber rüstig an zu backen begann, merkte er erst, daß das Geschäftgründen doch noch lange nicht die Hauptsache für seine gesicherte Zukunft sei, diese bestand vielmehr in der Erwerbung eines Kundenkreises, in einem flotten Absatz seiner Waare. Ein solcher war aber nur sehr schwer zu erzielen, meistens sagte man ihm, wo er anklopfte und freundlich seine Semmeln und Stritzeln, sein Brod und seinen Kaffeekuchen empfahl, daß man schon seine Quelle habe, daß man seit Jahren seinen Bedarf von dem und dem beziehe, und daß man sich im Uebrigen bei den jetzigen Kriegsläuften möglichst einschränke. Hier und da bekam er ja wohl auch einige Kunden, aber das waren meist solche, die nirgends zufrieden waren, die schon überall in der Stadt herum gekauft hatten, und zu den paar Semmeln, die sie holen ließen, womöglich noch ein Stück Kuchen dazu haben wollten.

Nur einen guten Kunden besaß er doch sofort, das war das Breitenbach'sche Haus am Naschmarkt. Die Nike von Breitenbachs holte den ganzen Bedarf von Backwaaren vom ersten Tage an bei ihm und sagte sehr gern immer wieder einmal, daß die Jungfer Susette das Brod sowohl wie die Semmeln außerordentlich lobe. Sie warf dabei stets einen vielsagenden Blick zu dem jungen Meister hinüber, für den solche Worte immer wieder ein Trost waren, wenn er schier verzagen wollte, denn das mußte er sich immer und immer wieder sagen, so, wie das Geschäft jetzt ging, konnte er nicht in die Höhe kommen. Daß er dann auch die geliebte Susette nicht erringen würde, wußte er ganz genau, denn er kannte die Ansichten und Grundsätze des alten Breitenbach nur zu gut.

Aber wie sich in die Höhe arbeiten? So fragte er sich immer wieder. Abends, wenn das Geschäft geschlossen war und er die paar Groschen der Tageseinnahme überblickte, peinigte ihn der Gedanke unaufhörlich; die wunderlichsten Pläne stiegen auf, und manchmal sank ihm auch der Muth so tief, daß er hätte aufspringen und davonlaufen mögen. Dann aber trat ihm wieder Susettens liebliches Bild vor die Seele, es war ihm, als ruhete ihr großes blaues Auge ernst und vorwurfsvoll auf ihm, und dann schlug er wohl mit der Faust zornig auf den Tisch.

„Ein Lump wärst Du," rief es in ihm, „wenn Du davon liefest und auf das herzige Mädchen verzichtetest. Nein, und solltest Du Eisenketten zerbeißen müssen, Du willst schon zeigen, daß Du ein rechter Kerl bist, der sein Ziel zu erstreben weiß." Und darauf grübelte er weiter, versuchte am nächsten Tage dies und das und ließ sich keine Mühe verdrießen.

Bei diesem Herumprobiren, um sein Geschäft vorwärts zu bringen, kam er eines Tages auf den Gedanken, kleine Pfefferkuchen zu backen, für die er sich einmal vor drei, vier Jahren, als er bei einem Zuckerbäcker in Süddeutschland als Geselle arbeitete, das Rezept selbst ersonnen hatte. Die kleinen Küchelchen hatten damals vielen Beifall gefunden und würden sich gewiß bald eingebürgert haben, wenn er länger in jener Stadt geblieben wäre. Der Meister war aber ein grober und geiziger Mann, und so schnürte er bald wieder sein Bündel und gab auch sein Rezept nicht heraus, so angelegentlich es auch von dem Meister verlangt wurde.

Er suchte also das Rezept, das er sich sorgfältig aufgeschrieben, hervor und backte die neuen Pfefferkuchen mit aller Sorgfalt; darauf hatte er auch die Freude zu sehen, wie das Gebäck vorzüglich aufging und schließlich sich als eine ganz vortreffliche, mürbe, überaus angenehm schmeckende Leckerei darstellte. Die ersten Scheiben legte er natürlich der Nike von Breitenbachs mit in den Korb, als sie am anderen Morgen die Semmeln holte, und zwar mit dem Bedeuten, daß dies ein ganz neues Gebäck sei; er ließe daher die Jungfer Susette recht schön bitten, es einmal zu versuchen. Auch bei der anderen Kundschaft schickte er die kleinen Kuchen herum, und selbst an einige Kaffeewirthe sandte er sein neues Erzeugniß. O, hätte er nun doch auch gleich erfahren können, was man zu dem neuen Gebäck sagte, wie man es fand; es brannte in ihm ordentlich vor Neugier.

Nun, die Jungfer Susette ließ ihn nicht allzu lange warten, sie schickte schon sehr bald die Nike, ließ sich schön bedanken und ihm sagen, daß ihr die Pfefferkuchenscheiben ganz vortrefflich gemundet hätten, daß sie seinem Geschäft alle Ehre machten, und er ihr noch ein halbes Dutzend für ihre Freundinnen senden möge, die sie heute Nachmittag besuchen würden. Aber auch von anderer Seite kamen Anerkennungen, und ein Kaffeewirth vom Markte, bei dem besonders die feine Welt verkehrte, bestellte alsbald noch ein ganzes Körbchen voll, da das neue Gebäck allgemein angesprochen hätte.

Wer war froher als Gabriel! Er hätte mögen in der Backstube herumtanzen vor Glückseligkeit. Ja, irgend eine Neuheit war's allein, die ihn bekannt machen, die ihm emporhelfen konnte; etwas Besonderes mußte er dem feinen Leipzig bieten, wenn er in die Höhe kommen wollte. Und dazu waren diese neuen Pfefferkuchen ganz geeignet. Aber freilich mit den paar Kunden und dem einen Kaffeewirth auf dem Markte war kein nennenswerthes Geschäft zu machen — da konnte er noch lange backen, ehe er nur einigermaßen etwas verdient hatte. Er mußte also noch irgend einen Geschäftskniff anwenden, um seine neuen Kuchen schnell allgemein bekannt zu machen und womöglich in die Mode zu bringen.

Da es hochberühmte „Nürnberger Lebkuchen" gab, so wollte er als Gegenstück sein Gebäck „Leipziger Lebkuchen" nennen, und da man in Leipzig viel auf das Aeußere hielt, so wollte er seine Kuchen in schönes buntes Papier einschlagen, außerdem wollte er auf jedes Packetchen ein Bildchen kleben, auf dem eine junge Dame zu sehen war, die bei einer Tasse Kaffee saß und sich an den neuen „Leipziger Lebkuchen" erlabte. „Gabriel Bergfried — Grimmaische Straße" sollte dann darunter stehen. Er sah die also hergerichteten Päckchen schon vor sich.

„Jetzt ist es Herbst," sagte er sich, „ich setze den Rest meines kleinen Vermögens daran, backe für die Weihnachtszeit so viel ich nur kann, staffire dann die Kuchen so hübsch wie möglich aus — und dann wollen wir doch einmal sehen, ob sich auf dem Weihnachtsmarkt nicht ein ausgezeichnetes Geschäft machen läßt."

(Fortsetzung folgt.)

Professor Dr. W. Konrad Roentgen.

(Mit Porträt auf Seite 89.)

Die Versuche mit den von Professor Dr. W. K. Roentgen entdeckten Strahlen beschäftigen noch immer die ganze gebildete Welt; es wird unseren Lesern daher von Interesse sein, auf S. 89 das Porträt des Gelehrten zu finden. Professor Dr. W. Konrad Roentgen ist ein Rheinländer und am 27. März 1845 zu Lennep geboren. 1869 erwarb er sich in Zürich das Doktordiplom und führte sich 1870 mit einer Arbeit „über die Bestimmung des Verhältnisses der spezifischen Wärme der Luft" in die Wissenschaft ein. Nachdem er zunächst als Assistent an den physikalischen Instituten der Hochschulen in Würzburg und Straßburg thätig gewesen war, habilitirte er sich an letzterer 1874 als Privatdozent, um im folgenden Jahre einem Rufe an die Akademie in Hohenheim als ordentlicher Professor zu folgen. 1876 kehrte Roentgen, zum außerordentlichen Universitätsprofessor ernannt, nach Straßburg zurück; im Jahre 1879 wurde er ordentlicher Professor und Direktor der physikalischen Universitätsanstalt in Gießen. Seit 1888 wirkt der so rasch berühmt gewordene Forscher in gleicher Eigenschaft an der Universität Würzburg.

General Joaquin Crespo, derzeitiger Präsident von Venezuela.

(Mit Porträt.)

Die südamerikanische Republik der Vereinigten Staaten von Venezuela, die neuerdings in einen Streit mit dem meerbeherrschenden Albion gerathen ist, der für einen Augenblick sogar die Möglichkeit eines Krieges zwischen diesem und den Vereinigten Staaten von Nordamerika am politischen Horizont erscheinen ließ, ist seit 1830 ein selbstständiger Freistaat. Nach der gegenwärtigen Verfassung steht an der Spitze ein Präsident, der gleich dem Regierungsrathe jedesmal auf vier Jahre gewählt wird. Seit dem 5. März 1894 ist General Joaquin Crespo, dessen Porträt wir nebenstehend bringen, Präsident von Venezuela. Der im kräftigsten Mannesalter stehende General ist ein Mischling von stattlicher Erscheinung und zuerst im Jahre 1884 als Nachfolger Guzman Blanco's an die Spitze der venezuelanischen Republik getreten. Er blieb damals nur bis Februar 1886 im Amt, ihm folgten nach mancherlei Kämpfen mehrere Staatsleiter. Es kam dann zu einem erbitterten Bürgerkrieg, dem Crespo ein Ende machte, worauf er am 6. Oktober als Sieger in die Hauptstadt Carácas einzog. Er schaltete zunächst als Diktator, unterwarf die abtrünnigen Staaten und erließ 1893 eine neue Verfassung, auf Grund deren er im folgenden Jahre zum Präsidenten gewählt wurde.

General Joaquin Crespo,
derzeitiger Präsident von Venezuela.

Aus dem Soldatenleben.

(Mit Bild.)

Einen Glanzpunkt in dem militärischen Leben der als Rekruten neu in das Heer eingetretenen Vaterlandsvertheidiger bilden die Festlichkeiten des Regiments und seiner Unterabtheilungen. Darunter steht obenan der „Kompagnieball" an „Kaisers Geburtstag", von dessen Herrlichkeit die „Alten" den Rekruten so viel vorher erzählt haben, daß diese den Beginn kaum erwarten können. Er findet in dem der Kompagnie zur Verfügung stehenden größten

Aus dem Soldatenleben: Auf dem Kompagnieball.

Fleißige Hände. Nach einem Gemälde von H. Crola. (S. 94)

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Raume oder in einem eigens dazu gemietheten Lokale statt. Die Polonaise eröffnet der Herr Hauptmann mit der Frau Feldwebel, und in geziemender Ordnung schließt sich alles Uebrige in bunter Reihe an, denn natürlich sind auch die sämmtlichen „Schätze" der Mannschaften zum Feste geladen. Das Hoch auf den Kaiser bringt der „Vater der Kompagnie" aus. Dann werden Seitens der Unteroffiziere und Mannschaften Toaste auf die Offiziere ausgebracht, wobei es sich die Rekruten oft nicht nehmen lassen, den besonders mit ihrer Ausbildung betrauten Lieutenant auf ihren Schultern umherzutragen, wie einst die alten Deutschen den von ihnen erkorenen Oberfeldherrn, was sich höchst „schneidig" macht (siehe das Bild auf S. 92). Wenn dann die Offiziere sich entfernt haben, beginnt die eigentliche „Fidelität", die bis lange nach Mitternacht dauert.

Fleißige Hände.

(Mit Bild auf Seite 93.)

Auf seinem hübschen Genrebilde, das der Holzschnitt auf S. 93 wiedergibt, zeigt uns H. Crola zwei Schwestern, Beide mit Handarbeiten beschäftigt, die „fleißigen Hände" regend. Die Aeltere läßt auf einen Augenblick ihre Stickerei sinken, um dem kleinen herzigen Mädchen zuzuschauen, ob es auch genau der ertheilten Anweisung entsprechend verfährt. Man sieht, wie eifrig die Kleine bei der Sache ist: die fertige Arbeit soll ja auch ein Geschenk für den bevorstehenden Geburtstag der lieben Mutter sein.

Unter der Wasserhose.

Aus dem Seemannsleben.

Von **Fr. Berner.**

(Nachdruck verboten.)

Der zweite Steuermann, mein Freund, erzählte mir die Geschichte, als wir miteinander an einem dienstfreien Abend auf dem Deck spazierten. Wir hatten von Diesem und Jenem gesprochen und waren zuletzt auch auf die Wasserhosen gekommen.

„Ist Ihnen auf Ihren Fahrten jemals eine Wasserhose in die Quere gekommen?" fragte er mich.

„Nicht eigentlich," erwiederte ich, „wenigstens nicht in dem Sinne, wie Sie wohl meinen. Gesehen habe ich die Dinger allerdings, wie ich auch Eisberge gesehen habe, und zwar so nahe, daß ich mich meilenweit davon wünschte."

„Ha!" rief der Steuermann, plötzlich tief aufathmend, indem er stehen blieb und über die See hinausblickte, als ob ihm von dorther die Erinnerung käme, die jetzt in seiner Seele aufstieg. „Ich aber bin einmal dicht d'ran gewesen, dicht d'ran am Untergang durch so eine verwünschte Wasserhose — so dicht d'ran, daß ich noch monatelang nachher die Empfindung hatte, als sei es gegen alle Naturgesetze, daß ich noch lebendig auf zwei Beinen umherlief."

„Spinnen Sie uns das Garn, Steuermann," sagte ich. „Ist's lang?"

„Lang ist's nicht, aber besser als lang," versetzte er, „buchstäblich wahr ist's."

„Schön. Wie verhielt es sich also mit dieser Wasserhose?"

„Hören Sie zu. Ich war dazumal Bootsmann auf der Bark ‚China' von Appenrade. Wir befanden uns im Golf von Bengalen, waren hundertdreizehn Tage in See und hatten die lange Fahrt schon über und über satt. Sie verstehen mich wohl, hundertdreizehn Tage in See sind gerade genug. Unsere Leute sahen aus, als ob die ewigen Erbsen mit Salzfleisch ihnen bereits aus allen Poren herauskämen. Auch der alte Kasten selber schien's satt zu haben und sich nach dem Trockendock und einer frischen Verkupferung zu sehnen.

Der Tag war schwül, das Wetter schläfrig und drückend. Kurz vor Mittag hatte ich an dem dunstig blauen Himmelsgewölbe eine handgroße Wolke entdeckt, ein Ochsenauge, wie die Engländer das nennen; das Ding sah ganz entschieden cyklonisch aus, auch der Schiffer und der Steuermann waren dieser Ansicht. Nach einer Weile verwandelte es sich in eine aufgepuffte, baumwollweiße Masse, die auf ein Haar der Dampfwolke glich, die in Kugelform aus der Mündung einer abgefeuerten Kanone herausplatzt und noch eine Weile in der Luft schwimmt, bis der Wind sie auseinander treibt. Diese merkwürdige Wolke aber verwehte und war schließlich verschwunden.

Die letzten Tage waren schon sehr heiß gewesen, dieser aber war der heißeste. Kein Luftzug regte sich, ausgenommen dort, wo die Segel bei dem Schlingern des Schiffes krachend und knatternd gegen die Masten schlugen und so auf einen Augenblick Wind fächelten. Das Barometer stand hoch; die Schwüle des Tages, die schweren Wolkenballen, die sich rings um den Horizont gelagert hatten, das dunstige, gleichsam staubige Blau des Firmamentes über uns, durch welches die Sonne fast strahlenlos, wie eine große, feurige Qualle, hindurchsickerte — alles dieses fiel nicht in's Gewicht gegenüber dem beruhigenden Stande des Barometers.

In der zweiten Hundewache*) kam ich aus meiner Kammer im Roof (Deckhaus) an Deck, um mittschiffs meine Pfeife zu rauchen. Es war zu heiß, um in einem geschlossenen Raum aushalten zu können.

Die Matrosen saßen und lagen vorn auf der Back umher,. keuchend vor Hitze, wie abgehetzte Jagdhunde; die meisten waren halb nackt, nur mit den Hosen bekleidet, die sie auch noch bis über die Kniee aufgerollt hatten. Ab und zu ging einer an's Wasserfaß, aber nur, um den voll heraufgeholten Schöpfer mit einer Miene des Widerwillens zu betrachten, zu beschnüffeln und dann wieder in's Faß zurückfallen zu lassen; war das Wasser doch über hundertdreizehn Tage alt, dazu warm und so übelriechend, wie ein schlammige Entenpfütze in den Hundstagen.

Während des ganzen Tages hatten die Wolkenballen anscheinend regungslos auf der Kimmung gelegen, als ob ein mächtiger Besen sie allenthalben von der blanken See und bis rings an den fernen Rand derselben gefegt und dort aufgestapelt hätte. Seit dem Nachmittag waren sie ein wenig emporgewachsen, vielleicht um acht oder zehn Grade. Als die Sonne hinter den westlichen Wolkenmassen unterging, verwandelten diese sich in Purpurgluth, während das Firmament bis zum Zenith eine rauchige Scharlachfarbe annahm, die Wolken im Osten aber gewitterschwarz erschienen.

Die Nacht war finster, ohne Mond; hier und dort blinkte ein magerer Stern, als ob er nur mühselig sein Leben fristen könne, etwa wie ein helles Laternenlicht, welches mehrere Faden tief unter Wasser brennt. Die Atmosphäre und die See waren mit Elektrizität vollgeladen. Jede der langen Dünungen war gleichsam angefüllt mit grünlich leuchtenden Nebelwolken, längs der Schiffsseite aber flammte es auf wie grelle Blitze, wenn das rollende Fahrzeuge die Wasserlinie zerriß. Auf der Nock der Großraa brannte ein Corposant (St. Elmsfeuer); der Widerschein desselben auf der glasigen Oberfläche der schwarzen Tiefe sah unheimlich und gespenstig aus, als laure dort ein einäugiges Seeungeheuer auf die lebendigen Seelen, die nur durch eine dünne Plankenwand von dem unermeßlichen Abgrund geschieden waren."

„Sie werden poetisch, Steuermann," unterbrach ich meinen Freund. „Wann kommt denn endlich die Wasserhose in Sicht?"

„Nur Geduld," knurrte der Seebär. „Verlangen Sie etwa blos einen Lograpport? Das hätten Sie früher sagen sollen, dann hätte ich die Geschichte überhaupt gar nicht angefangen. Die Wasserhose ist übrigens nicht mehr weit. — Also ich gehörte zur Backbordwache — Bootsleute gehören stets und überall zur Backbordwache — und mußte um acht Uhr an Deck zum Dienst. Der Steuermann war ein kleiner, munterer Holsteiner, einer der intelligentesten und tüchtigsten Seeleute, mit denen ich je gefahren bin. Wir waren sehr gute Freunde, weil wir manches Uebereinstimmende hatten, namentlich was die poetische Auffassung unseres Berufes anlangte; eine solche ist bei Seeleuten gar nicht so selten, zumeist aber schämt man sich, davon etwas merken zu lassen.

Der Kapitän blieb bis gegen zehn Uhr an Deck, dann ging er zur Koje. Ich schritt mit dem Steuermann langsam auf dem Achterdeck auf und ab; vom Wetter, von der Hitze und von der Windstille redeten wir kein Wort, das kam uns bereits zum Halse heraus; nein, unsere Gedanken flogen voraus nach Kalkutta, und wir plauderten davon, wie wir uns dort die Zeit vertreiben wollten, und ich erzählte ihm gerade von meinem Plan, dort das Schiff zu verlassen und als Steuermann an Bord eines der ostindischen Küstenfahrzeuge, Wollah genannt, zu gehen, wo europäische Seeleute eine wahre Unsumme von Rupien als Monatsheuer erhalten, als er mich plötzlich am Arm packte, stehen blieb und in die Finsterniß hinausdeutete.

‚Maat!' sagte er mit halblauter, unterdrückter Stimme. ‚Was ist das?'

Seine Hand wies auf eine Stelle draußen in der Dunkelheit, die sich wie ein Tintenfleck von der Nachtfinsterniß abhob; im Mittelpunkt dieser eigenthümlichen schwarzen Stelle glaubte ich zwei dünne, leuchtende Linien wahrzunehmen, dicht nebeneinander aus der See aufsteigend und sich nach oben verlängernd und verlierend; deutlich und sicher sehen konnte man diese Linien nicht, am besten gewahrte man sie, wenn man rechts oder links daran vorüber schaute.

Wir standen stocksteif, wie gebannt. Ich glaubte nun auch ein Geräusch zu hören und lauschte angestrengt.

‚Still!' sagte ich. ‚Hören Sie's?'

Das Geräusch war ganz schwach, dennoch aber deutlich zu erkennen, wenn die Segel einen Augenblick ruhig hingen. Stellen Sie sich einen Thee- oder Kaffeekessel vor, der im Nebenzimmer kocht, dann haben Sie ungefähr das Geräusch, das ich hörte. Während ich die Worte zum Steuermann sagte, flammte ein Blitz zwischen den beiden Feuerlinien auf und beleuchtete mit grellem Schein eine schwere Wolke, die wie eine unbewegliche Rauchmasse tief herabhing, unmittelbar über jenen seltsamen und mit jeder Sekunde wachsenden, leuchtenden Streifen.

‚Eine Wasserhose — dem Aussehen nach sogar zwei!' rief der Steuermann. ‚Wo zieht sie hin? Wenn man von ihrem Anwachsen auf die Richtung schließen kann, dann steuert sie gerade auf uns zu!'

Sein lauter Ruf hatte die Matrosen aufgeschreckt, die sich in den Ecken und Winkeln an Deck verstaut hatten, um zu schlafen; eine Schaar dunkler Gestalten huschte an die Regeling, und gleich darauf verkündete ein allgemeines dumpfes Gemurmel, daß die Leute die beängstigende Erscheinung ebenfalls wahrgenommen hatten. Die Bark lag, das Rollen der Dünung abgerechnet, ganz still, an ein Manöver mit den Segeln war daher gar nicht zu denken.

‚Aber Wasserhosen leuchten doch nicht!' rief ich dem Steuermann zu.

‚Doch,' antwortete er. ‚Jene dort wenigstens leuchtet. Das ist der Phosphorschein des Wassers. Ich habe schon viel solche gesehen, bei einigen hätte man meinen können, daß sie einen Blitzstrahl in sich eingewickelt hätten.'

Noch einige Minuten lang starrte er der Schreckenserscheinung entgegen, dann stieß er

*) Die Wache von sechs bis acht Uhr Nachmittags.

eine Verwünschung aus, rief, daß das Ding gerade auf uns zukäme und polterte die Kajütentreppe hinab. Gleich darauf war er wieder an Deck, begleitet von dem Kapitän, Letzterer nur nothdürftig bekleidet.

Die feuergefärbten Stämme oder Säulen, ich weiß nicht, wie ich sie passend bezeichnen soll, hatten inzwischen mit unglaublicher Schnelligkeit an Stärke zugenommen und schienen mir, trotz ihrer Entfernung, jetzt an fünfhundert Fuß hoch zu sein. Ueber ihnen spielten und zuckten unaufhörlich zahllose Blitze, verbunden mit scharfen Donnerschlägen, deren Widerhall über das glatte Wasser bis in die weiteste Ferne drang; derselbe war dem Geräusche schwerer Kugeln zu vergleichen, die über einen hohlen Bretterboden rollen.

Die allenthalben herrschende Windstille verlieh dem herankommenden, tosenden und geisterhaft erhellten Wirbel geradezu übernatürliche Schrecken. Von Augenblick zu Augenblick steigerte sich das Gebrüll der an seinem Fuße kochenden Fluthen und das nicht zu beschreibende heulende Gekreisch des in so engem Kreise herumjagenden Windes. Mir war's, als sei mein Blut zu Eis erstarrt, und als vermöchte meine Lunge nicht mehr zu athmen. Das tiefste Entsetzen hatte meine innerste Seele gepackt. Neben mir standen der Kapitän und der Steuermann, stumm und starr.

Wir waren rathlos, hilflos, machtlos; wir konnten nichts, gar nichts thun, um dem furchtbaren Verhängniß auszuweichen oder ihm zu begegnen. Man hat in solchen Lagen Geschütze abgefeuert, ob mit Erfolg weiß ich nicht; wir aber führten nicht einmal eine kleine Signalkanone an Bord.

Der Kurs, den die Wasserhose steuerte, war leicht zu bestimmen an der zunehmenden Helligkeit des unheimlichen Lichtes, welches die wirbelnden Säulen erleuchtete, und an der immer erkennbarer werdenden Weiße des schneeigen Schaumbettes, aus welchem die ungeheuren flüssigen Stämme emporwuchsen, sowie auch an dem immer betäubender in's Ohr dringenden Tosen des Wirbelwindes und an den schmetternden Donnerschlägen, die jeden der zahllosen, zackigen Blitze begleiteten.

Schnell kam die Wasserhose heran. Nur eine einzige schwache Hoffnung blieb uns noch: die furchtbare Naturerscheinung konnte bersten und in sich zusammenfallen, ehe sie uns erreichte.

‚Leute!' rief der Kapitän. ‚Was sollen wir anfangen? Was meinen Sie, Steuermann, wie schnell läuft das Ding?'

‚Acht Seemeilen die Stunde, schätze ich,' antwortete der Steuermann heiser und tonlos.

‚Sie kommt an Bord!' ertönte jetzt vorn der Verzweiflungsschrei eines der Matrosen.

Ein panischer Schrecken ergriff die Leute, und man sah die schattenhaften Gestalten derselben eiligst dem Achterdeck zu rennen. Dann hörte ich die Stimme des Zimmermanns.

‚Unter Deck, Leute!' rief er. ‚Unter Deck! Lauft und versteckt euch, daß euch der Wirbel nicht erreicht, sonst bleibt keine Seele an Bord lebendig!'

Die Matrosen gehorchten und rannten wieder nach vorn, dem Logis zu. Der Kapitän sagte kein Wort mehr, auch der Steuermann war stumm, denn schon zuckten und knatterten die Blitze über unseren Köpfen, und schon begann die Bark schwer zu stampfen in den kurzen Stoßwellen, die den Vortrab des Wirbels bildeten. Die Wasserhose war kaum hundert Meter von uns entfernt, noch aber regte sich kein Lüftchen!

Von jetzt an kann ich nur noch von mir selber sprechen, denn was sich nun zutrug, ist lediglich mit einem fürchterlichen Traum zu vergleichen, aus dem man mit wüstem Kopf erwacht, ohne sich der überstandenen Schrecken auch nur annähernd erinnern zu können.

Der Zimmermann hatte Recht. Unter Deck! Das war der einzige, ausschließliche Gedanke, den der Anblick und das höllische Getöse der Wasserhose auch in mir aufkommen ließ. Blendend weiß schäumte die zischende, kochende, brüllende See; schwärzer als die schwärzeste Nacht hing die donnernde und blitzsprühende Wolkenmasse hoch darüber; dazwischen das wirbelnde, heulende, gräßliche Ungethüm . . . Unter Deck! Ich sprang der Kajütstreppe zu, dem Kapitän und dem Steuermann zurufend, mir zu folgen.

Ich mochte kaum vier Stufen der Treppe hinter mir haben, da erhielt die Bark eine heftige Erschütterung. In demselben Augenblick vernahm ich ein entsetzliches Getöse von ungeheuren stürzenden und sprudelnden Wassermassen, von brechenden Masten und Stengen, die wie Thonpfeifenstiele zerknickten — im nächsten Moment war ich von der Fluth ereilt, niedergerissen und besinnungslos fortgeschleudert . . .

Ich bin mit dem Leben davon gekommen, wie Sie sehen. Aber wie lange die Katastrophe gedauert hat, weiß ich nicht. Als ich aus meiner Betäubung erwachte und an Deck kroch, war Alles todtenstill. Die Nacht war schwarz wie zuvor, die See spiegelglatt und nirgends in all' der unermeßlichen Weite ließ sich etwas hören oder sehen. Es dauerte eine Weile, ehe ich meine Umgebung wieder erkennen konnte, und nun gewahrte ich, daß die Bark ihr gesammtes Mast- und Takelwerk verloren hatte. Das schwarze Deck lag leer vor mir, leer wie eine gefegte Tenne! Das Schiff war ein Wrack. Hier und dort regte sich eine dunkle Gestalt. Ich rief den Leuten zu, und nach und nach fanden sie sich auf dem Achterdeck ein. Auf meine Fragen aber erhielt ich zunächst gar keine oder doch nur ganz ungenügende und verworrene Antworten. Die Leute schlichen oder standen umher wie betäubt.

Vorläufig war gar nicht festzustellen, ob Jemand fehlte und wer, und ob die Havarie noch größer war, als sie jetzt erschien. Schon vor Tagesanbruch aber hatte die Mannschaft sich wieder so weit erholt, daß wir die Pumpen in Stand setzen und im Gang halten konnten.

Nie aber hat die aufgehende Sonne wohl ein trostloseres Wrack beschienen, als unsere Bark jetzt darstellte. Von den drei Masten standen nur noch drei kurze, zersplitterte Stumpfe; das Tau- und Takelwerk schlappte in einer unentwirrbaren Masse über Bord; das Bugspriet fehlte, ebenso die ganze Länge der Backbordregeling; Deckhaus, Kombüse, Boote — Alles war spurlos verschwunden. Von dem Kapitän und dem Mann, der zur Zeit der Katastrophe am Ruder gestanden hatte, ward nie wieder etwas gehört oder gesehen; was aber aus ihnen geworden, darüber konnte kein Zweifel bestehen.

Den Leichnam des Steuermanns fanden wir unter einem Haufen Getrümmer vorn unter der Back; derselbe war so zugerichtet, daß ihm kaum die menschliche Gestalt geblieben war. —

So, mein Garn ist nun zu Ende. Drei Tage lang pumpten wir auf Leben und Tod; das Fahrzeug leckte wie ein Sieb, und da hieß es pumpen oder sinken, da uns kein Boot mehr zur Verfügung stand.

Am Morgen des vierten Tages kam ein Dampfer in Sicht; er sah unsere Noth und kam uns zu Hilfe. Es war die höchste Zeit; wir konnten uns kaum noch aufrecht erhalten und glichen eher einer Schaar Gespenster als lebendigen Menschen. Bei der nächsten Ablösung wäre sicherlich kein Einziger mehr an die Pumpen getreten.

Es war ein englisches Schiff, das nach Kolombo auf Ceylon steuerte und uns bis dorthin mitnahm. Wir fanden dort Heuer auf einem deutschen Schiffe, das nach Hamburg ging, und gelangten so in die Heimath zurück.

Ich habe manchen schweren Sturm und manche Gefahr in meinem Seeleben durchgemacht, das kann ich Ihnen sagen, nie aber etwas so Fürchterliches, wie diesen Zusammenstoß mit einer Wasserhose."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Suppe des Präsidenten. — Der frühere Oberpräsident der Provinz Westfalen, Heinrich v. Vincke († 1844), liebte es, seine Provinz zu Fuß zu durchwandern, um unerkannt beobachten, Mängel in der Verwaltung entdecken, gerechte Wünsche entgegennehmen zu können — kurz, die irdische Vorsehung der seiner Obhut anvertrauten Provinz zu sein. Zu den Vorzügen dieses Mannes von echtem Schrot und Korn gehörte aber auch das Frühaufstehen, und der dämmernde Tag sah den Rüstigen, die kurze Pfeife im Munde, den Knotenstock in der Rechten, gar oft auf der Landstraße.

So kam er auch an einem frühen Morgen in eine im Bezirk Münster gelegene Stadt, um mit dem Bürgermeister derselben wichtige Angelegenheiten zu besprechen. Er schritt durch die geöffnete Hausthür und gelangte geraden Weges in die Küche, wo das Dienstmädchen am Herde stand und die Morgensuppe bereitete.

„Guten Morgen, mein Kind!" begann der Eintretende. „Ich wünschte den Herrn Bürgermeister zu sprechen."

Die Magd schaute den bestaubten Mann im schlichten Anzuge verwundert an und sagte dann schnippisch: „Ach was, der Herr Bürgermeister schlafen noch; kommen Sie nur in zwei Stunden wieder."

„Das geht nicht, ich muß Ihren Herrn gleich sprechen."

„Aber ich sagte Ihnen ja doch bereits, der Herr Bürgermeister schlafen noch und ich darf ihn nicht wecken."

„Und ich wiederhole Ihnen, daß ich in sehr wichtigen Angelegenheiten mit Ihrem Herrn sprechen muß. Gehen Sie nur hinein und wecken Sie den Herrn Bürgermeister."

„Sie sind aber wirklich sehr zudringlich. Gut, ich werde es dem Herrn melden, wenn Sie warten wollen, bis diese Suppe fertig ist, die mir sonst anbrennen würde."

„Wenn es weiter nichts ist," erwiederte der Präsident, „so kann ich ja so lange rühren, bis Sie zurückkehren."

„Na ja, wenn Sie das thun wollen, so will ich den Versuch machen — natürlich auf Ihr Risiko."

„Jawohl, auf mein Risiko!"

Und dem Fremden den Kochlöffel überlassend, welchen derselbe geschickt handhabte, eilte die Magd fort. An der Thürschwelle wandte sie sich indeß noch einmal um und fragte: „Und wie ist denn Ihr Name?"

„Sagen Sie nur, der Vincke aus Münster sei da."

Das Mädchen eilte hinaus und der Oberpräsident rührte die Suppe weiter.

Als der Bürgermeister vernahm, Vincke aus Münster sei da, fuhr er wie ein Blitz aus dem Bett empor. „Wo ist der Herr?" fragte er ganz verwirrt.

„Nun, er rührt in der Küche die Suppe, damit sie nicht anbrennt."

„Um des Himmels willen! Sofort hinaus und führe den Herrn Oberpräsidenten in das beste Zimmer und sage, ich würde sogleich die Ehre haben, ihm aufzuwarten."

Das Mädchen fand den Fremden im Begriff, die Suppe vom Feuer abzunehmen, und stotterte eine Menge von Entschuldigungen.

„Schon gut, schon gut, Kind," erwiederte der Alte lächelnd, „die Suppe ist eben fertig, ich habe sie nicht anbrennen lassen!" [—dn—]

Der Brombeerstrauch — eine deutsche Theestaude. — Kein Naturprodukt unterliegt so vielen Fälschungen, wie der Thee. Die Fälschungen, welche der Asiate begonnen, setzt der Großhändler und Kleinhändler in England fort. Hunderte von Kisten „feinen" Thees werden zu Zeiten in London öffentlich versteigert, welche 40 Prozent Eisenspäne und 20 Prozent Sand enthalten; verdorbener Havariethee wird, neu „appretirt", massenhaft in den Handel gebracht; ver-

faulte Blätter, die „unter den Füßen von Hund und Schwein“ getrocknet worden sind, werden als „Maning-Congo“ verkauft, und unter 27 Proben fand Dr. Hassal nur 6 Sorten echten Thees, unter 8 Proben gar keinen, und ein anderes Mal unter 20 Proben nur ein einziges Mal wirklichen Thee vor. Bäume und Sträucher aller Art müssen ihre Blätter liefern, um nach vollendeter Gährung und Fäulniß als „Thee“ zu paradiren, und dazu gesellen sich zahlreiche zweifelhafte und zweifellose Stoffe aus dem Erd- und Mineralreich. In einem besonderen Verfahren wird der Thee „beduftet“ mit den Blüthen der Rosaceen, Jasminen, Orangen, Aglaia, Oelblüthe 2c. Da duftet denn der Maning-Congo nach Melonen, der Souchong nach Citronen, der Pouchong nach den Blüthen des Konec-Hranstrauches, der Kampon und der grüne Young-Hayson nach Veilchen, der grüne Hayson nach gerösteten Kastanien, eine Pekosorte nach Orangen, andere nach anderem Aroma. Alle schlechten Theeblätter, auch solche anderer Kamellienarten, „behandelt“ man mit Indigo, Berliner Blau, Gyps- und Gelbwurzpulver, man nimmt Talk zum „Glänzen“, Mineralgrün, Kupferarsenik, Chromgelb, schlimme Gifte und weniger schädliche Stoffe, je nach dem Fälschungstriebe. Doch wer nennt die Fälschungen alle, wer kennt die Namen? Unschuldig noch, wenn nur gebrauchte Theeblätter mit echtem Thee vermischt werden — nach einer Schätzung von Mayhew kommen auf diese Weise in London im Kleinhandel in jeder Woche über 1500 Kilogramm gebrauchter Theeblätter zum Verkauf.

Hier muß Abhilfe geschaffen werden. Und eine solche ist leicht herbeizuführen, und zwar dadurch, daß man Blätter heimischer Gewächse als Thee benutzt. Erdbeerblätter besitzen dieselben Eigenschaften, wie der asiatische Thee. Einen Aufguß von getrockneten Erdbeerblättern hat bereits im Jahre 1855 Kletzinsky in Wien als Surrogat für den asiatischen Thee empfohlen. Noch besser aber kann das Theeblatt vom Brombeerblatte verdrängt werden. Lassen wir darüber einen Kenner reden, den Dr. Kuntze, einen Botaniker und Droguisten von Fach, der gerade in dieser Beziehung die weitestgehenden Studien gemacht hat: „Die jungen Brombeerblätter haben denselben Geschmack wie reiner, guter, chinesischer Thee, und einen besseren, als die meisten in Europa im Handel befindlichen Sorten. Nachdem ich in Ostasien viel guten Thee getrunken und viel frische Theeblätter vom Strauch gekaut, wird man mein Urtheil wohl beachten dürfen. In Berlin machte ich mir schon einmal vor Jahren den Spaß — oder vielmehr für mich war es eine ernsthafte Probe meiner Meinung —, eine Gesellschaft gelehrter Freunde einzuladen, denen ich versprach, zwei Sorten feinsten Thees vorzusetzen. Ich bot ihnen, ohne daß sie es wußten, erst meinen Brombeerblätterabsud, nachher den wirklichen Thee, und bat um ihr Urtheil. Einstimmig wurde der erstere, also das Surrogat, vorgezogen, und erst nachher gab ich meinen Freunden Aufklärung. Dem Theïn, das mit dem Kaffeïn der grünen Kaffeebohnen identisch ist, kann man kaum eine andere als neutrale oder indifferente Rolle beim Genusse des Thees zuschreiben. Es ist viel zu wenig in den Theeblättern enthalten, viel reichlicher in den grünen Kaffeebohnen, von denen umgekehrt ein Thee wegen des fast mangelnden gerbstoffhaltigen Stoffes als Ersatz sich nicht bereiten läßt.“ Auf das Herbe, „Tonische“ des Thees kommt es an, und das gelangt auch beim Brombeerblatte ohne Zucker und Zusatz zum Getränke am besten zur Wirkung.

Sobald die Zeit und die Gelegenheit zu einer ernsthaften Probe da sein werden, so benutze man sie. Es gilt, Jedem ein Getränk zu verschaffen, welches wohl zwanzigfach geringere Ausgaben erfordert, als das des asiatischen Theestrauches und das dennoch alle Eigenschaften des letzteren besitzt.

[Dr. A. Berghaus.]

Ursache und Wirkung. — Als Friedrich Wilhelm IV. von Preußen sich einmal beklagte, daß es ihm so schwer gemacht werde, seinen Befehlen Beachtung zu verschaffen, während der leiseste Wunsch des Kaisers Nikolaus von Rußland sofort zur Ausführung gelange, erwiederte ihm der bekannte General v. Gerlach in seiner drastischen Weise:

„Ja, Majestät, die Wünsche des Kaisers Nikolaus haben eben das Eigenthümliche, daß sie sich in den unteren Regionen zu Stockprügeln krystallisiren.“

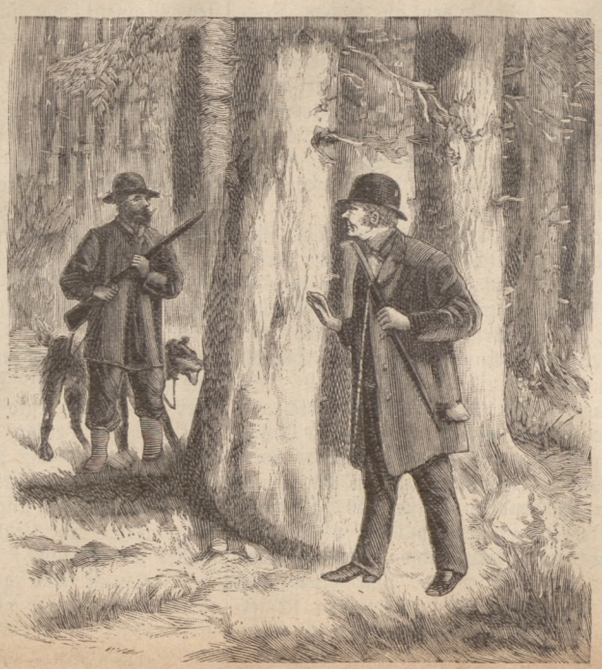
[—dn—]

Humoristisches.

In der Kunstgallerie.

Gattin: Aber Mann, gähne doch nicht im Anblick solcher Kunstwerke! Hast Du denn gar keinen Geschmack?

Gatte: O ja! sogar Hunger.



Kaltblütig.

Räuber (im Walde): Halt, oder ich gebe Feuer!

Herr: Aber, mein Lieber, ich rauche ja gar nicht.

Kabbalistisches Zeichenräthsel.

Wie sind die eingezeichneten Buchstaben und Zeichen zu lesen, damit sich ein Sprichwort ergibt?

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 11:
Was im Anfang wohl thut, thut im End oft weh.

Charade. (Zweisilbig.)

Die Zweit' im Winter wird getragen;
Doch wer die Erste ist,
Den sollte hinter's Ohr man schlagen;
D'rum will zu keiner Frist,
Weil's auch die Erste ist,
Das Ganze uns behagen,
Und wenn wir es erhaschen,
Wär' es ein nützlich Werk,
Die Zweite ihm zu waschen. [Adolf Nagel.]

Auflösung folgt in Nr. 13.

Scherz-Räthsel.

Was für ein Landsmann, sag' mir an,
Ist Jener, der, wenn ihm das Haupt
Auch grausam wird von dir geraubt,
Sich noch als Riese zeigen kann.

Auflösung folgt in Nr. 13.

Auflösung des Kreuz-Arithmogriphs in Nr. 11:

```
      K
    E L I
  E L E N D
K L E I N O D
  L I N D E
    J O D
      D
```

Auflösung des Buchstaben-Räthsels in Nr. 11: Mine, Miene, Minne.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.